

© *Bodo Dringenberg*

Einführung zu

WALDSTÜCKE

Hans-Jürgen Giesecke / Hanno Kübler

Abtei Wunstorf am 09.10.11, 11.15 Uhr

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Guten Morgen, meine Damen und Herren!

Mit „Waldstücke“, rekurren die beiden Künstler auf ein wandlungsreiches Sujet der Kulturgeschichte. Zugleich ist „Waldstücke“ ein präziser und facettenreicher Titel für diese Ausstellung: Waldstücke sind zunächst Teile der Landschaft; Waldstücke können weiterhin Einzelteile aus einem Wald sein, wie Stämme oder Äste. Zum dritten kann man – analog zu den „Seestücken“ – „Waldstücke“ als thematische Kategorie der Landschaftsmalerei begreifen. Viertens wurden hier Stücke von Ablichtungen des Waldes zu etwas Neuem gefügt. Und nicht zuletzt könnte manches von diesen künstlerischen „Waldstücken“ so etwas wie ein Theaterstück in unseren Köpfen inszenieren.

Gleich am Eingang zeigt Gieseckes Großformat „Naturpark-Windbruch“, dass ihm nichts an süßlichen Waldidyllen liegt. In einer leicht den Realismus verfremdender Malweise ist die Naturgewalt gebannt, die auch ohne menschliches Zutun einen Wald bizarr zerlegen kann. Dieses Bild weist einerseits Bezüge zu Fotografien eines realen Windbruchs auf. Andererseits löst seine spannende Komposition Reminiszenzen an Max Ernsts schroffe Waldbilder aus. Und die Bewegung zwischen subtilem Realismus, ironischer Abstraktion und surrealer Gestaltung ist ein wesentliches Charakteristikum der künstlerischen Arbeiten Hans-Jürgen Gieseckes.

Seine Objekte daneben, die „Erinnerungen“ heißen, sind aus Hölzern eines Windbruchs geschnitten. Mit dunklem Laubgrün und stammfarben bemalt sind diese Formen ein Vexierspiel, das sowohl an Daniel Spoerris farbsatte Pinsel-Assemblage denken lässt als auch an üppige Inseln aus Baumspindeln, deren Denkmal sie nun sind.

Auch in den Medien erscheint der Wald meistens als bedrohter Klimaretter, Kohlenstoffsenke, riesiger ökologischer Genpool und Freizeitareal. Was genau ist nun Wald? Er ist zunächst eine Pflanzenformation, die „im Wesentlichen aus Bäumen aufgebaut ist und eine so große Fläche bedeckt, dass sich darauf ein charakteristisches Waldklima entwickeln kann“. Mit optimaler Ressourcenausnutzung sind Wälder das produktivste Landökosystem. Nach den Ozeanen sind sie die wichtigste Einflussgröße des globalen Klimas. Sachlich gesehen erfüllen Wälder heute im Wesentlichen drei Gruppen von Kernfunktionen: wirtschaftlicher Nutzen, Schutz der Lebensgrundlagen und die sozialen Funktionen als Erholungs- und Freizeitraum. Außerdem werden dem Wald positive Wirkungen auf die psychische Verfassung und Möglichkeiten zur Pflege des Soziallebens bescheinigt.

Dieses freundliche Bild vom Wald gab es durchaus nicht immer, denn was bedeutete und bedeutet uns Menschen der Wald, kulturgeschichtlich gesehen? Für die römische Hochkultur war der germanische Wald ein Albtraum, besonders seit der Schlacht im sogenannten Teutoburger Wald. Von alters her stand Wald für Gefahr und Bedrohung. Dort lauert im

Nibelungenlied der Drache Fafner, und sein Bezwinger Siegfried erleidet ebenfalls im Wald seinen Tod. Shakespeare setzt in „Macbeth“ die Unheimlichkeit des Waldes gegen seinen Protagonisten ein, indem das vermeintlich Unmögliche geschieht: Der Wald von Birnam geht auf Macbeth los. Es sind natürlich feindliche Soldaten, die, mit Zweigen getarnt, vorrücken und so gerät der Wald sichtbar in Bewegung. Sein mystisch-mythisches Halbdunkel schien bis in die Neuzeit hinein von Dämonen und Geistern bevölkert zu sein. In den Märchen ist er meistens unheimlich, die Menschen sind ihm ausgeliefert, denken wir nur an Hänsel und Gretel, Rotkäppchen oder den Waldkobold Rumpelstilzchen.

Eine positive Sichtweise des Waldes setzte sich im 18. Jahrhundert durch, wo er in verschiedenen Künsten zum Ort weltferner Kontemplation wurde, so wie es die eingangs zitierte Strophe Goethes artikuliert. Sein „Wanderers Nachtlied“ führte diese Neubewertung zur poetischen Perfektion:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Bei den literarisierten Legenden um Robin Hood oder den Schinderhannes ist der Wald zwar ein unruhiger, dennoch ebenfalls freundlicher Ort, der Zuflucht bietet vor herrschender Gewalt und eine Keimzelle von Revolten ist. Aber da war er schon stark gefährdet, der gute Wald. Denn bis zur Entdeckung fossiler Energieträger war das Holz aus dem Wald das wichtigste Brennmaterial. Damit wurde – vor dem Hintergrund einer unregelmäßigen, vernichtenden Übernutzung – der Wald größtenteils zum bewirtschafteten Forst und seine Gefährdung bedingte auch die Romantisierung des Ursprünglichen. Wenn man so will, beförderten die holzfressenden Köhlereien, Salzsiedekessel und Dampfmaschinen letztlich die Waldromantik.

Bewusst fern vom aufkommenden Technikboom hat zum Beispiel Carl Maria von Weber seine romantische Oper „Der Freischütz“ komponiert, die effektiv in dramatische Waldkulissen und -szenen eingebettet ist. Ganz generell wurde hierzulande der Wald nun zu einer ganz einzigartigen „deutschen“ Landschaft stilisiert. Er diente ab dem 19. Jahrhundert der Projektion einer Nationalideologie, die sich in den verschiedenen Künsten mehr oder weniger gelungen niederschlug. Schon in der Malerei Caspar David Friedrichs war der Wald immer wieder bedeutungsreich präsent, oft fragmentarisch, aber nie ungebrochen verherrlichend oder Glück verheißend.

Von besonderem Reiz für Kunstmaler waren und sind neben den strukturellen Eigenheiten des Baumbestands seine eigentümlichen Farben und Lichteinfälle. Und besonders gern wird der Wald kompositorisch um Menschen, Tiere oder Gebäude auf Lichtungen zentriert. Wenn sich ein Künstler auf den einzelnen Baumstamm oder Stammgruppierungen konzentriert, prangt wenig Laubgrün auf seinen Bildern. Wichtiger sind ihm dann die vertikalen und diagonalen Linien, die Färbungen und das faszinierend variierte Licht. Gieseckes Bilder „Licht von außen“, „Weiches Licht bei Hochnebel“, „Lichtschneise“ oder „Lichtflecken“ sind starke Lichtblicke, die reale und surreale Farbspiele erscheinen lassen. Gieseckes Wälder verharren nie in bedrückender Düsternis und Farbverschattung, sondern besitzen stets erhellende Durchblicke zu lichten Arealen. Bei allen Arbeiten gibt es so etwas

wie einen Lichtblick durch Dunkles hindurch. Hans-Jürgen Giesecke schätzt es, wenn er den Durchblick behält.

Nahe den lichten Waldbildern Gieseckes hängen vier schwarz-weiße Fotografien, digital gedruckt, die Hanno Kübler gleichwohl „Mezzotinto“ betitelte. Mit ihrer sehr anziehenden, leicht verfremdenden Körnigkeit muten sie an, als wäre sie vor langer Zeit per Hand in dieser komplizierten Technik gefertigt worden. Erreicht doch das Mezzotinto-Verfahren – das Kübler auch gelernt hat – ein ähnliches von Grautönen durchbrochenes Hell-Dunkel. Hier jedenfalls eignet dem Waldbild, auch dank seiner Komposition, eine alterslose Würde und spröde Anmut.

Bekannter und sehr verbreitet war ein diesen Ikonographien entgegen gesetztes Motiv: Der allseits berüchtigte „röhrende Hirsch“, der einst zu Zehntausenden über den bürgerlichen Sofas dräute – ein scheinbar urtümliches und heute komisch wirkendes Ensemble von in Kitsch geronnener Waldes- und Manneskraft. In Gieseckes Triptychon und Einzelbild mit diesem Motiv werden die drei Grundfarben Magenta, Gelb und Cyan mit ihren jeweiligen Komplementärfarben eingesetzt. Damit bezieht er sich auf die seriellen Arbeiten Andy Warhols und ironisiert zugleich diese traditionelle Ikone des brünftigen Spießers. Gieseckes „Sofa-Hirsch“ gebärdet sich nun als ein farb-didaktisches Waldtier auf „gefaktem“ Waldboden aus grünen Holzspänen.

Lieder wie „Im Wald und auf der Heide“ stammen aus dieser ersten waldbegeisterten Epoche und die so genannte Waldromantik zieht sich von den Idyllen des Sturm und Drang bis zum Kino-„Förster im Silberwald“ und seinen gegenwärtigen TV-Sequels hin. Mancher Dichter schien in seiner Begeisterung auch den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen. So Eichendorf, der Verfasser des pathetischen Liedtextes „Wer hat dich, du schöner Wald, / Aufgebaut, so hoch da droben? / Wohl den Meister will ich loben“. Der Autor Robert Musil lieferte die ernüchternde Antwort: „Der Meister ist ein Forstmeister, Oberforstmeister oder Forstrat“. Und wer immer schon künstlerisch aufbereiteten original „Waldmeister vom Oberförster“ zuhause haben wollte, sollte sich hier zügig bedienen. Ebenfalls humorvoll-ironisch, diesmal gegenüber Sammlern von vermeintlich Authentischem, ist die pseudo-prätentiöse „Nadelsammlung“ in den vorbildlich beschrifteten Fläschchen. – Künstler können eben auch Holzwege verschieden gestalten!

Unsere großen Waldflächen – ob nun der Forst oder die künstlich als Urwald sich selbst überlassenen Areale – verdanken sich den energischen Aufforstungen des vorletzten und letzten Jahrhunderts. Vor Eichendorfs Zeit gab es wesentlich weniger Waldflächen als gegenwärtig. Heute beträgt sie 31 Prozent der Staatsfläche. Und die Waldfläche wächst hierzulande trotz aller Unkenrufe weiter. Sie ist gegenwärtig durchweg ein Resultat menschlicher Kultivierung, polemisch gesagt ist unser Wald so natürlich oder künstlich wie ein Billy-Regal von Ikea.

Dennoch versprach der bis heute populäre amerikanische Schriftsteller Henry Thoreau mit seinen Essays „Walden, Or Life In The Woods“ generell eine Erneuerung des Individuums im Wald. Der deutsche Autor Ernst Jünger, der ja hier in Wunstorf die Schule besucht hat, ging noch weiter. In seiner Schrift vom „Waldgänger“ dient der Wald – laut Jünger – sogar zur Wesensfindung elitärer Individuen, die sich „keine Übermacht durch das Gesetz vorschreiben“ lassen. Inwieweit Sie, meine Damen und Herren, Spuren solch angeblich transzendentaler Kraft des Waldaufenthalts spüren oder in dieser Ausstellung wiederfinden, das bleibt natürlich Ihnen überlassen. Aber vor und in solchen kulturhistorischen Kontexten, die zum Teil tief ideologisch gefärbt sind, hat es zeitgenössische bildende Kunst nicht leicht, vom Topos „Wald“ zu eigenen ästhetischen Konfigurationen zu gelangen.

Weiter getrieben zu einer künstlerischen Installation hat Hans Jürgen Giesecke seine „Waldlücke“-Arbeit auf Spanplatte und Leinwand. Da darauf fein abgestuftes Himmelsblau durch eine Fichtestammsilhouette leuchtet, so grüßt Magritte durchs Holz. Mit dem Trägermaterial Spanplatte führt Giesecke aber auch die Metamorphosen eines gewachsenen

Zellstoffs vor, der über Holzspäne zum Pressspan geformt, seinerseits flächiges Material liefert, auf das wiederum ein Waldbild gemalt ist. Das ist, genau genommen, surrealistischer Waldkannibalismus.

Da erscheint es nur konsequent, wenn sich aus diesem Baumausschnittsgemälde anscheinend Holzschnitzel ergießen und einen Haufen formen. So ein Haufen ist nun keineswegs eine zufällige, amorphe Form oder ein bloßer Gag. Einerseits kann ein Schüttkegel aus einem bestimmten Material genau berechnet werden, er ist somit pure Geometrie. Andererseits häufen sich in der aktuellen Kunstszene tatsächlich Haufen von namhaften Künstlern. Jürgen Brodwolf hat einen aus gelbem Blütenstaub aufgeschüttet, Alicja Kwade stellte einen Scherben-Haufen aus. Dieser Spanhaufen an der „Waldlücke“ bleibt sich zwar äußerlich gleich, wenn er wieder aufgeschüttet ist, kann aber dennoch in sich niemals gleich gefügt werden! So zeigen sich Wandel und Konstanz in einem Schüttkegel.

Eine Fassade ist ebenso wie eine Baumrinde nur scheinbar etwas Oberflächliches und viel mehr als ein rein oberflächenhaltiger Begriff. Die Fassade ist das Vermittelnde, sie ist selbst schon eine Schnittstelle, die zwischen Innen und Außen steht. Sie ist damit die Projektionsfläche schlechthin. In „Fassaden“, der „Waldlücke“ gegenüber, legt Kübler über das Foto einer Hochhausfassade das eines geheimnisvoll dunklen Geästs.

Vielleicht kommt da zunächst die Dornenhecke eines modernen Dornröschens in den Sinn.

Aber erinnert das dunkle Geästmuster des Fotodrucks in seinen Details und Strukturen nicht auch an etwas ganz anderes, an das wild-schöne Drip Painting Jackson Pollocks?

Wie die beiden Künstler arbeiten und was sie zeigen, erscheint nicht elitär, hat aber dafür viel gemein mit der Forstwirtschaft. Wie dort wird zersägt, zerschnitten, bearbeitet und gestaltet, allerdings anders und zu anderem Zweck. So eine Ausstellung wie „Waldstücke“ ist übrigens hinsichtlich ihres Sujets nicht selbstverständlich. Erst mit der italienischen Renaissance wurde das Bild von einer Landschaft eigenständig konzipiert und neu bewertet. Erst von dieser kunsthistorischen Epoche an zeigt sich Malerei überwältigt von der Sinnlichkeit der Welt, die nicht nur Durchgangsstation in eine jenseitige Welt ist, sondern als eine in ihrer Schönheit und Großartigkeit zu bestaunende. Wie verschieden Landschaft einerseits wahrgenommen werden kann; wie unterschiedlich man sie andererseits gestalten, fotografieren und eben auch malen kann, ist ein sehr weites Feld.

Flüchtig gesehen und mit größerem Abstand betrachtet, könnten Hanno Küblers „Landschaft hoch zwei“-Arbeiten auch als gemalt erscheinen. Einige erscheinen durch den Übergang von Braunrot zu Grün wie gerahmt, haben scheinbar textile Muster oder ornamentale Verzierungen. Scheinbar. Aber es sind präzise ausgeführte Collagen oder Montagen aus Fotodrucken. Und dicht vor ihnen stehend entbergen sie ihre realen, gegenständlichen Fotomotive mit Himmelsstreifen, aus denen die Strukturen mit feinen diagonalen Schnitten gefügt sind. Es sind jeweils vier Bilddreiecke von Fotografien, zentralperspektivisch zu je einem Quadrat montiert, das den Blick einsaugt, wodurch der Eindruck von Raumtiefe entstehen. Ein Maximum von Räumlichkeit in der Fläche zu erzeugen, das ist ja immer wieder ein starker Reiz für Maler gewesen. Schon in der Deckenmalerei der Renaissance und des Barock gibt es solche Fluchten, die Unendlichkeit suggerieren.

Aber Kübler montiert Fotografien, nicht formal frei wie etwa Raoul Hausmann oder Kurt Schwitters, sondern komponiert sie bevorzugt geometrisch. Damit verdichten diese Fotomontagen in fein strukturierten Varianten das Typische eines Waldrandes oder Waldstücks und gehen noch darüber hinaus. An den Schnittstellen kommt die Verbindung von Widerspruch und Zusammenhang zu einem Dritten, zu vorher ungesehenen Waldmotiven. So können Sie, meine Damen und Herren, in der „Landschaft hoch zwei“ einen ganz neuen Blick zum Beispiel auf Waldgebiete bei Schloß Ricklingen werfen.

Der Maler Georg Baselitz hat in seinem Gemälde „Der Wald steht auf dem Kopf“ unser übliches Sehen um 180 Grad gedreht und damit eine irritierende Ansicht des Vertrauten hergestellt. Hans-Jürgen Giesecke geht anders, aber manchmal noch rigoroser vor. Mit entschiedener malerischer Abstraktion der vertikalen Linien von Fichtenstämmen und Lichteinfall zu einem Strichcode wird der Wald scheinbar zunehmend digitalisiert. Seine Information verrät uns dieser „Strichcode <WALD>“ zwar, aber er zeigt prozessual, wie die Natur des Waldes zu einem absoluten Ende abstrahiert werden kann.

Die „Volterra“ genannten Tuschezeichnungen Küblers sind nach einem bewaldeten Ort in Italien benannt. Ihre Konturen sind mit der Feder auf das Papier gebracht, teilweise farblich unterlegt und schließlich ausgewaschen worden. Die einzelnen Stücke auf diesen Kleinformaten haben ihren eigenen Rhythmus, welcher der freundlichen Landschaft samt ihrer Häusern federleicht huldigt.

Vom Chaos der gestisch kreisenden Bewegung auf Papier zur kompositorischen Ordnung kommt der Schaffensprozess Küblers bei den Bildern, die vorn neben dem Eingang hängen. Erst nachdem die Tuscheschwünge und -kreise auf die Fläche gebracht worden sind, gestaltet er die Vorder- oder Hintergründe mit Acrylfarben.

So gibt er diesen wogenden, organischen Gebilden auch Durchblicke, die vielleicht sehnsuchtsvoll an bewegte Baumkronen unter südlichem Licht denken lassen.

Meine Damen und Herren, ich komme zum Schluss. Alle „Waldstücke“ entfalten ihre Qualität, ihren Reiz und ihren Reichtum auch darin, wie sie Sujets und Motive künstlerisch transformieren. Mal sind es die Umfärbungen und ihre Valeurs, mal sind es die Strukturen, Kunstgriffe und -techniken, die immer wieder zu frappierenden Abstraktionen gelangen und ungewohnte, faszinierende Sichtweisen eröffnen.

Mit einem Vers des Dichters Günter Eich möchte ich schließen: „Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume!“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!